

Die Steiermark – Bildung und Wissenschaft im 18. Jahrhundert

ALOIS KERBAUER

„Die Länderkunde ist ein so nützliches und zugleich so angenehmes Studium, dass Werke dieser Art, wie ich meinen Lesern hier vorlege, keiner Empfehlung bedürfen, wenn sie anders so beschaffen sind, dass sie ihrer Absicht entsprechen.“

Alois Kernbauer

Univ.-Prof. Mag. Dr., Karl-Franzens-Universität Graz, Universitätsarchiv.

DIE STEIRISCHE Bildungslandschaft war zu Beginn des 18. Jahrhunderts bekanntlich von den Orden und der Geistlichkeit geprägt, unter denen wiederum die Societas Jesu den sekundären und tertiären Bildungssektor dominierte und sich dabei unverändert an die im ausgehenden 16. Jahrhundert festgelegten Prinzipien der „Ratio Studiorum“ hielt. Um 1700 waren neue Bedürfnisse nach verschiedenen Formen weltlicher Bildung spürbar geworden, auf die zu reagieren die Jesuiten jedoch nicht als ihre Aufgabe ansahen. Versuche der Einflussnahme von außen, zumeist des „Staates“, waren alles andere als willkommen und zeitigten keine Ergebnisse. Gerade die führenden Gesellschaftsschichten, insbesondere der Adel, konnten mit dem bestehenden Bildungsangebot nicht zufrieden sein, bestanden doch nur unzureichende Möglichkeiten einer Ausbildung der adeligen Jugend für künftige weltliche Berufsaufgaben. Auch die Kameralisten als die maßgeblichen Wirtschaftstheoretiker der Zeit wollten ihr Fach in der akademischen Lehre berücksichtigt wissen.

Aber nicht nur die jesuitische Orientierung, ihr Festhalten an ihren eigenen Bildungsinteressen standen vorerst Änderungen im Wege, ebenso bedeutend war die Beschränktheit der vorhandenen finanziellen Mittel, was Neuerungen im Sinne von zusätzlichen Fächern nahezu unmöglich machte.

Die Studentenzahlen waren ab den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts rasant gestiegen, die Jesuiten hielten am offenen Zugang zur Universität fest und das Phänomen der Akademikerarbeitslosigkeit machte sich breit, denn der Behördenapparat und die kirchlichen Stellen boten nur eine begrenzte Zahl an Arbeitsplätzen.

Die Maßnahmen gegen den vermehrten Zustrom zu höherer Bildung setzten bei den Gymnasien an, wobei die sozial schwachen Schichten besonders diskriminiert wurden. Sie mussten aber so lange ineffizient bleiben, solange die Jesuiten als entscheidender Faktor im Bildungsbereich am offenen Zugang zu ihren Bildungseinrichtungen festhielten.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts zeigten sich also allerlei Krisensymptome. Das übliche Maß an geradezu traditioneller studentischer Rauflust nahm weiter zu; sie war ja wiederholt die Ursache von Missstimmungen zwischen der Universität und den Behörden gewesen, weil die Studenten ihren Freiraum weidlich auszunützen verstanden hatten und sich letztlich im Falle von Zwistigkeiten mit den weltlichen Ämtern und Behörden stets der Unterstützung des Rektors und der Professoren sicher gewesen sein konnten. Diese seit Jahrhunderten vertraute „Händelsucht“ unter dem Schutz der universitären bzw. der studentischen Privilegien nahm einen neuen Charakter an; sie wich einer rebellischen Grundhaltung der studierenden Jugend gegenüber den traditionellen Autoritäten und Strukturen. Die Aggressionen richteten sich nunmehr auch gegen die Professoren und gegen die Universität selbst.

Im Jahre 1704 forderten die Grazer Studenten von den Jesuitenprofessoren grundsätzlich – ohne Rücksicht auf Alter und auf Studienfortschritt – die Anrede „domine“, also „Herr“, anstelle des üblichen „Er“ bzw. „Ihr“, und verwiesen auf die Gepflogenheiten an ausländischen Universitäten. Die Universität lehnte die Forderung ab, worauf die Studenten durch „Schreien, Grunzen, Pfeifen, Stampfen“ die Vorlesungen störten.¹ Die Universität verschloss die Hörsäle, worauf die Studenten Fenster und Türen einschlugen, Bänke beschmutzten und demolierten. Die weltlichen Institutionen – Stadt bzw. Regierung – reagierten nicht auf das Ersuchen der Universität und griffen militärisch nicht ein. Erst nach sechs Wochen und wiederholten Bitten des Rektors sah sich die Regierung zum Einschreiten veranlasst, die Ruhe wurde wieder hergestellt, doch entkamen die festgenommenen aufrührerischen Studenten auf seltsame Weise.

1717 kam es zu ähnlichen Vorfällen. 1725 rügte ein Jesuitenprofessor zwei Studenten der Philosophie wegen schlechten Benehmens während der Fron-

leichnamsprozession. Das Wort „Bube“² soll dabei gefallen sein, die Studenten forderten sofort und lautstark Genugtuung, der Professor applizierte als pädagogische Maßnahme eine schallende Ohrfeige. Nun brach der Tumult los, die Studenten besetzten die Zugänge der Universität und bewarfen die Professoren mit Steinen. Die Regierung griff nicht gewaltsam ein, erreichte auf gütlichem Weg die Wiederherstellung der Ordnung und zog gegen den Protest der Jesuiten die gerichtliche Verhandlung gegen die Aufrührer an sich.

Stadt und Regierung ließen sich also mit dem Wiederherstellen von Ruhe und Ordnung Zeit, beriefen sich dabei auf die viel strapazierte Universitätsautonomie, die ihnen im umgekehrten Fall ja eine Einflussnahme auf die Universität unmöglich machte, und ließen so in dieser neuen Situation der Universität die Ohnmacht der akademischen Gerichtsbarkeit und die Unzulänglichkeit ihrer Machtmittel spüren.

In Graz versuchte eine kaiserliche Kommission in den Jahren zwischen 1715 und 1724 mit großem Nachdruck, eine Juridische und eine Medizinische Fakultät einrichten zu lassen, und griff damit Fragen erneut auf, die schon um 1640 in aller Ernsthaftigkeit erörtert worden waren, doch sahen sich die Jesuiten dazu aus finanziellen Gründen außerstande. Der Kaiser verfügte daraufhin, dass die Stadt Graz und die innerösterreichischen Länder einen finanziellen Beitrag zur Vervollständigung der Universität leisten sollten. Man zeigte sich jedoch nicht spendabel, denn die Jesuiten pochten darauf, dass neue Professoren in jedem Fall den Ordensgeneral als Oberhaupt anzuerkennen hatten, auch wenn sie Laien waren. Zusammen mit dem Umstand, dass die Stände, und von diesen wiederum ganz besonders der Klerus, ohnehin beachtliche finanzielle Leistungen im Bildungsbereich erbrachten, führte dies dazu, dass alles beim Alten blieb. Ein im Jahre 1737 an die kaiserlichen Kommissare ergangener staatlicher Regierungserlass, sich mit der Einrichtung einer juristischen und einer medizinischen Fakultät zu beeilen, blieb ergebnislos.³ Ein halbes Jahrhundert später, nach Aufhebung des Jesuitenordens, schuf man schließlich die juristische Fakultät und ein medizinisch-chirurgisches Studium, zu einem Zeitpunkt, da die Universität, nunmehr eine staatliche Bildungsinstitution, im Rahmen eines kaiserlichen Gesamtplanes für den tertiären Bildungsbereich in ein Lyzeum umgewandelt wurde, zugleich aber den universitären Charakter nicht gänzlich einbüßte. Das Lyzeum erhielt im Sinne des aufgeklärten Absolutismus einen vollkommen neuen Bildungsauftrag: Zentrales Anliegen war die Vermittlung jener ‚praktischen‘ Kenntnisse und Fertigkeiten, die im Sinne der Aufklärung dem Staat und dessen Zielsetzungen als zeitgemäß von Nutzen sein konnten. Die Reformer beschritten nämlich nach der Übernahme des Bildungssystems durch den Staat in aller Radikalität neue Wege, indem sie die dringend notwendige und in ihren Grundsätzen einheitliche Bildung für alle Bevölkerungsschichten zu deren Besten und zum Allgemein-

wohl rigoros und unnachgiebig einführten. So notwendig dies auch war, so hielt man in der Folgezeit allerdings viel zu lange und allzu starr an diesem neuen System fest, sodass es um 1800 im Begriff stand, sich zu einem Hemmschuh für neuere Ansätze, für die Weiterentwicklung unter den zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstehenden Paradigmen und Grundmustern neuer Wissenschafts- und Bildungskonzeptionen zu entwickeln. Im ausgehenden 18. Jahrhundert hatte das Bildungssystem nach zahlreichen Reformen ein ganz anderes Aussehen und eine andere Ausrichtung angenommen und war mit dem System zu Anfang des Jahrhunderts nicht mehr vergleichbar.

Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts bestehende Struktur des Bildungssystems ging auf die Maßnahmen der Gegenreformation zurück und bildete bis weit in das 18. Jahrhundert den Rahmen.

Der sekundäre Bildungssektor

IM BEREICH des sekundären Bildungsbereiches bestand seit dem Jahre 1573, als die Societas Jesu ihre Grazer Niederlassung gegründet hatte, das Jesuitengymnasium. In Leoben erfolgte die Eröffnung des Gymnasiums sieben Jahre nach der dortigen Ordensniederlassung, also im Jahre 1620. In diesem Jahr hatten die Bürger von Eisenerz vom Kaiser die Errichtung einer Lateinschule erbeten, was gegen den Willen der Bürger von Eisenerz zur Gründung des Gymnasiums in Leoben geführt hatte. Es dauerte eine Weile, bis den Grammatikklassen die Humanitätsklasse und schließlich, 1640, die Rhetorik hinzugefügt wurden. Die Frequenz blieb bescheiden, die Schülerzahl lag pro Klasse zwischen 9 und 18.

Seit 1621 bestand eine Niederlassung der Jesuiten in Judenburg. Anfangs wurde eine Grammatikklasse mit 35 Schülern eingerichtet, das Gymnasium wurde in den folgenden fünf Jahren bis zur Humanitätsklasse erweitert, 1646 wurde auch noch die Rhetorik geschaffen. Im ausgehenden 17. Jahrhundert war die Schülerzahl – sie lag bei ungefähr 100 – nicht hoch. Auch das Jesuitenkolleg war recht schwach besetzt und zählte im Jahre 1632 lediglich 12 Angehörige. Ebenso wie in Leoben hielten sich in Judenburg zeitweise Patres im dritten Probejahr – zwischen 10 und 20 an der Zahl – auf.

Gegenüber den vielfach seit dem Spätmittelalter bestehenden Lateinschulen vermittelten die Jesuitengymnasien eine erheblich niveauvollere Ausbildung, was dem Zustrom Lernwilliger zu diesen anspruchsvollen Bildungsstätten eher verstärkte als verminderte. Dies lag vor allem auch an dem Umstand, dass die Jesuiten kein Schulgeld verlangten. Die Societas Jesu schuf in ihrem Bestreben, die Begabtesten für den Orden zu gewinnen, mit einem Netz von Ausbildungs-

stätten ein Instrumentarium der vertikalen sozialen Mobilität. Der Anteil der Zöglinge aus der sozialen Unterschicht betrug bis zur Hälfte der Schüler.⁴ Zugleich wurde in diesem System ein Prinzip gelebt, das im Verlauf der Neuzeit entscheidend, ja revolutionär wirken sollte: Die Gleichheit des Menschen im Geiste.

Organisationshöhe und somit Ausbildungsform konnten an den Niederlassungen der Jesuiten stark variieren und waren abhängig von den jeweiligen örtlichen Gegebenheiten, von denen vor allem maßgeblich waren: Der Zustrom an Schüler, die Verfügbarkeit lehrender Ordensangehöriger, die materiellen Bedingungen und die lokalen Bedürfnisse. Das tatsächlich angebotene Lehrprogramm schwankte also im Rahmen der *Ratio studiorum* permanent.

Eine differenzierte Darstellung der Ordensniederlassungen nach dem angebotenen Niveau über einen längeren Zeitraum hinweg ist lediglich in der Form eines groben Rasters möglich; die Gegebenheiten wären nur dann schärfer zu fassen, wenn man sich auf einen bestimmten Zeitpunkt konzentriert.

Es gab eine weitere, also eine dritte Gruppe von Ordensniederlassungen der *Societas Jesu*, jene, an denen ein Gymnasium bestand und somit das Programm der *studia inferiora* vermittelt wurde. Aber auch diese Gymnasien, zu denen in der Steiermark jene in Leoben und Judenburg zählten,⁵ waren hinsichtlich des Lehrangebotes differenziert; an manchen Orten wurden infolge geringer Schülerzahlen Klassen zusammengelegt, was Abteilungsunterricht zur Folge hatte, und nicht überall wurde die Rhetorik als letzte Stufe in diesem Ausbildungsprogramm im vollen Umfang vermittelt.

Wie in Wien, Innsbruck und später, ab 1628, in Linz, in Klagenfurt und Krems, bestand in Graz ein Armenkonvikt. Das Konvikt in Judenburg („Josephinum“) war 1638, jenes in Leoben 1641 gegründet worden. Ein Drittel der Zöglinge genoss Freiplätze. Neben dem Armenkonvikt „Ferdinandum“ bestand in Graz auch ein erzherzogliches Konvikt, das für die Ausbildung zu Seelsorgepriestern gedacht war.

Die Zahl der Zöglinge in den Konvikten lag zwischen fünf und zehn Prozent der Gesamtschülerzahl, an manchen Orten auch deutlich darüber. Die Betreuung in Konvikten wurde von den Jesuiten als Nebenaufgabe betrachtet. Sie ließen sich mit dem Erlass einer gemeinsamen Konviktsordnung für die österreichische Provinz auch bis 1654 Zeit, vermieden die Übertragung der klösterlichen Lebensform bzw. der Novizenerziehung auf das Internat und legten für das Konvikt als Ziel lediglich fest, dass junge Menschen zu Christen herangebildet werden sollten, um sich im persönlichen wie im beruflichen Leben bewähren zu können.

Für angehende Jesuiten war eine Lehrtätigkeit vor Beginn des vierjährigen Theologiestudiums obligatorisch, strebte jemand das Doktorat an, so wurde ihm

eine weitere Studienzeit im Ausmaß von zwei Jahren eingeräumt. Im Anschluss an die theologische Ausbildung konnten sie das „Annus Tertiae Probationes“, also das dritte Jahr des Noviziats, absolvieren; für die österreichische Provinz war das Haus in Judenburg dafür vorgesehen.

Unter den steirischen Klöstern war einzig Admont am Beginn der Neuzeit in der Lage, seine traditionelle Schule weiterzuentwickeln.⁶ Die Zahl der Schüler war relativ gering und gliederte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in mehrere Gruppen, nämlich in die Söhne adeliger Familien, in jene Jungen, die auf eine Anstellung im weltlichen Dienst des Stiftes vorbereitet wurden, in die Sängerknaben, welche lateinische Grammatik lernten, und in die deutschen Schüler, deren Bildungsziel im Lesen, Schreiben und Rechnen bestand. Der prozentuelle Anteil von Schülern aus ärmlichen Verhältnissen war groß; sie hatten als Gegenleistung niedrige Dienste in der Kirche zu erbringen.

Im Jahre 1644 wurde die Klosterschule in ein fünfklassiges Gymnasium umgewandelt, in dem Latein, die Anfangsgründe des Griechischen, Rhetorik, Geographie, Arithmetik und Geometrie gelehrt wurden. Neben dem Gymnasium wurde zusätzlich ein Konvikt geschaffen. Admont hatte also Anschluss an die Entwicklung des 17. Jahrhunderts und an die neuen Bildungserfordernisse gewonnen und hob sich damit von den übrigen Klöstern ab. Das Bildungsprogramm der Neuzeit war zu anspruchsvoll geworden, als dass die Klosterschulen der alten Orden diesem im Allgemeinen gerecht werden konnten. Dazu kam, dass die Klöster zumeist abseits der Ballungszentren lagen, weshalb der Zulauf an Schülern gering blieb. Die Zahl der Novizen wie auch der Ordensmitglieder war niedrig. Die Klöster waren zumeist außerstande, die finanziellen Mittel bereitzustellen und eine hinlängliche Anzahl von Lehrern für einen effektiven Unterricht zu engagieren. Die schulische Ausbildung beschränkte sich also auf die für die Liturgie notwendigen Sängerknaben.

In den habsburgisch regierten Ländern schufen einige wenige Benediktinerklöster nach jesuitischem Beispiel öffentliche Gymnasien, um über diesen modernsten Schultyp der Zeit die Position im Bildungsbereich zu dokumentieren, auch wenn die Dominanz des Jesuitenordens eine Entfaltung nicht erlaubte.

Erst als zu Ende des 17. Jahrhunderts die jesuitischen Bildungseinrichtungen den geänderten Anforderungen seitens der Gesellschaft nicht mehr genügten, weil die Jesuiten unverändert an ihrer Ratio studiorum festhielten, die den Zielsetzungen des Ordens unverändert entsprachen, der Glanz der Societas Jesu also zu verblassen begann, gewannen andere Orden ein wenig an Bedeutung zurück. Die Auflösung des Jesuitenordens aber machte vielfach den Weg wiederum frei, den früheren Bildungsauftrag vermehrt wahrzunehmen, wenn auch unter den geänderten Rahmenbedingungen eines staatlichen Bildungskonzeptes, in das sich die geistlichen Institutionen einzufügen hatten.

Zu bedeutend war die Stellung der Jesuiten, zu gefestigt ihre Positionen seit der Zeit der Gegenreformation und zu groß ihre Verdienste um die Rekatholisierung und die Schaffung eines flächendeckenden Bildungssystems in der Zeit der Gegenreformation, als dass ihre Dominanz mit der ersten Kritik schon ins Wanken geraten wäre.⁷ Die Gesellschaft Jesu hatte mit dem Aufbau eines hochorganisierten katholischen Sekundarschulwesens für mehr als zweihundert Jahre die Inhalte und Schwerpunkte der sekundären und erst recht der tertiären Bildung geprägt.

Mit der Übernahme der Bildung durch den Jesuitenorden waren gravierende Änderungen in der Struktur des Bildungswesens einhergegangen. Die Zahl der Schulen hatte sich verringert, der auf die Universitätsstudien vorbereitende Unterricht wurde nur noch an wenigen zentralen Orten angeboten, doch wurde dies durch die gestiegene Besucherfrequenz und das hohe Ausbildungsniveau mehr als wettgemacht. Die vielerorts bestehenden winzigen Lateinschulen hatten damit keine Zukunft mehr.

Die theologischen Klosterstudien erfreuten sich nach ersten Ansätzen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im 18. Jahrhundert erhöhter Bedeutung. Bis dahin war die Ausbildung fremder Ordensangehöriger vornehmlich Sache der Jesuiten gewesen, die diesen Umstand propagandistisch auszunützen wussten.

Das Anwachsen der theologischen Hausstudien in den Klöstern im Verlauf des 18. Jahrhunderts hatte pragmatische Ursachen und hatte nur wenig mit der antijesuitischen Stimmung zu tun. Die Klöster wollten ihre Kleriker während der Studienzeit im Kloster sehen, denn sie konnten bei Personalmangel bei den vielfältigen Aufgaben eines Klosters fallweise aushelfen. Auch die Kosten eines auswärtigen Studiums spielten eine Rolle, und schließlich war die Gefahr, dass ein Novize sich die klösterliche Laufbahn nochmals überlegte, wesentlich geringer, wenn die Studierenden im Haus blieben und die auf sie einströmenden Einflüsse bekannt waren. So entstanden Hauslehranstalten vor allem in jenen Klöstern, die weit von der Landesuniversität entfernt waren, so in St. Lambrecht⁸ schon 1683, in Admont⁹ vor 1711.

Zur jesuitischen Erziehung gehörte auch das Theater. Natürlich pflegten auch andere Orden das Schulspiel, so etwa das Gymnasium in Admont,¹⁰ doch ist deren Ausstrahlung nicht mit jener der Societas Jesu vergleichbar. Das Jesuitendrama in seiner barocken Ausprägung wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Nicolaus Avancinus dominiert. Dieser aus Südtirol stammende Adelige war aus der Grazer Ausbildungsstätte hervorgegangen und leitete später die Kollegien in Wien und Graz. Seine barocken Festspiele waren zum Ruhm der habsburgischen Dynastie verfasst.

Das Jesuitentheater war ein wesentlicher Teil der pädagogischen Ausbildung; Die Jesuiten schulten auf diese Weise mit großem Erfolg das Lateinsprechen, trainierten das Gedächtnis und koordiniertes Bewegten. Die Regelmäßigkeit der Theateraufführungen ließ die Niederlassungen der Jesuiten zu kulturellen Zentren werden, die weit in das Umland ausstrahlten. Diese Art der Repräsentation wirkte wiederum zurück auf die Zöglinge, die ob ihrer Leistungen von Stolz erfüllt waren, die Zugehörigkeit zur Schule als Auszeichnung ansahen und folglich ein großes Engagement und eine hohe Leistungsbereitschaft an den Tag legten.

In der Spätzeit der Jesuitenära waren die Theaterdarbietungen zunehmend von theatralischem Gepränge gekennzeichnet; die ursprünglichen zentralen Inhalte des Religiösen traten in den Hintergrund und wurden durch eine aufwändige Inszenierung verdeckt.

Kurzum: Die Ausstrahlungskraft der Jesuitenzentren ließ im 18. Jahrhundert auch in dieser Hinsicht deutlich nach.

Das entscheidende und bleibende Verdienst der Jesuiten bestand in der Schaffung eines flächendeckenden, wenn auch weitmaschigen Netzwerkes von Bildungseinrichtungen im sekundären und tertiären Bereich, das eine normierte Bildung auf hohem Niveau sicherstellte, das für jedermann zugänglich war, dessen Orientierung durch das Leitmotiv „omnia ad maiorem Dei gloriam“ bestimmt war.

Die Mittelstufe hat sich seit jeher als für das Bildungswesen entscheidend erwiesen. Die von den Jesuiten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in unveränderter Weise weitergeführten Gymnasien forderten Kritik heraus, ohne dass die Jesuiten darauf reagiert hätten. So blieb auch ein im Jahre 1735 erlassenes Dekret folgenlos. Die Societas Jesu war – abgesehen vom Festhalten an der nun einmal bestehenden Unterrichtsform und deren Organisation – auch finanziell und personell kaum noch in der Lage, die infolge des Bevölkerungswachstums steigende Schülerzahl an den Gymnasien entsprechend zu unterrichten. Die Zeit für die staatliche Einflussnahme war gekommen. Maria Theresia forderte 1747, dass den Fächern Geschichte und griechische Sprache im Unterricht ausreichend Platz eingeräumt werden müsse, Arithmetik sollte eingeführt werden und die Ferialzeit sei zu verkürzen.

Im Jahre 1752 wurde in einem Hofdekret eine neue Studienordnung für die Gymnasien festgelegt, die alle seit 1735 ergangenen Vorschriften zusammenfasste und darüber hinaus eine wirksame Kontrolle der Durchführung dieser Maßnahmen vorsah. Dies war also der Anfang der staatlichen Schulaufsicht.

Für die Jesuitengymnasien wurde festgelegt, dass von dem üblichen raschen Lehrerwechsel abzugehen war; man erwartete von einem Jesuiten mindestens zwei Jahre durchgängige Lehre an einem Gymnasium, wie überhaupt nur noch erfahrene Lehrpersonen zum Einsatz kommen sollten. In der Lehrmethode

rückte die Schulung des selbständigen Denkens in den Mittelpunkt, während das bislang intensiv gepflegte Auswendiglernen an Bedeutung verlor.¹¹

Die Jesuiten hatten mit diesen Vorschriften keine Freude. In Rom wurde jedoch die Gefahr, dass der Orden seine führende Rolle im Bildungswesen verlieren könnte, erkannt. Der Jesuitengeneral ordnete in einem Rundschreiben vom 17. Juli 1752 an, in Zukunft den Unterrichtsaufgaben mit größter Sorgfalt nachzugehen und nur erfahrene Männer einzusetzen. Die Ausbildung der Lehrkräfte sollte verbessert, die nötigen Hilfsmittel geschaffen und zur Verfügung gestellt werden, und generell waren die staatlichen Verordnungen zu befolgen oder – sofern sie eine Einengung der Befugnisse bedeuteten – stillschweigend zu übergehen. Die Jesuitenkollegien reagierten unterschiedlich, manche mit großer Bereitwilligkeit, andere mit hartnäckigem Widerstand. Graz scheint zur letzteren Gruppe gehört zu haben. Als sich Ende der 1750er Jahre der staatliche Kurs gegenüber den Jesuiten verschärfte, drohte man 1760 dem Jesuitenkollegium in Graz, es müsse „der Universität, dem Gymnasio und dem mit selben verknüpften Nutzen gänzlich ... entsagen“, wenn es sich nicht den kaiserlichen Anordnungen fügte. Der Rektor antwortete mit einer „unterthänigsten Erklärung“, sich hinkünftig „denen in Studiensachen erfließenden allerhöchsten Resolutionen nachleben“¹² zu wollen. Die staatliche Gewalt hatte sich durchgesetzt, die autonome Rolle der Jesuiten im Sekundarbereich war damit zu Ende.

Für die Kontrolle des Gymnasialwesens wurde in Graz 1761 ein Jurist, ein Beamter der Repräsentation und Kammer, eingesetzt. Die Selektionsmaßnahmen wurden im Verlauf der 1760er Jahre verschärft. In den größeren Städten hatte ein Beamter der Landesverwaltung, auf dem Land der Kreishauptmann den Schulprüfungen beizuwohnen und darauf zu achten, dass Bürger- und Bauernsöhne nicht zum Studium zugelassen wurden, es sei denn, sie waren ganz und gar außerordentlich talentiert. Ein Hofdekret des Jahres 1767 erinnerte nochmals an die beiden entscheidenden Kriterien für die Aufnahme in ein Gymnasium, nämlich herausragende Fähigkeiten und vermögende Eltern. Aus Angst vor „Halb- und noch minder Gelehrten“¹³ die dem Staat unter Umständen zur Last fallen konnten, wurde am 2. Mai 1767 angeordnet, dass am Anfang und am Ende eines jeden Schuljahres vor fremden Prüfungskommissionen scharfe Examen der „Jugend des Bürger- und Bauernstandes“ durchgeführt werden mussten. Ganz offensichtlich fürchtete man einen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften, wenn zu viele Kinder aus dem Bauernstand in die Stadt abwanderten.¹⁴

Versuche des Staates, die Frequenz im sekundären und tertiären Bildungsbe-
reich zu drosseln, waren nichts Neues, wenngleich sie seit Anfang des Jahrhun-
derts angesichts des Festhaltens der Jesuiten am offenen Schulzugang erfolg-
los gewesen waren. Nach der Jahrhundertmitte setzte man erneut verschiedene

Maßnahmen mit der Absicht, den Zustrom zu den Bildungseinrichtungen zu reduzieren, die allesamt mehr oder weniger wirkungslos blieben, bis Joseph II. sich der Sache annahm. 1784 führte er das Schulgeld¹⁵ ein. Damit endete für den Sekundarbereich die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, die von den Jesuiten über zweihundert Jahre lang aufrechterhalten worden war. Das Schulgeld betrug 12 fl. jährlich und war zur Finanzierung von Stipendien für die „besseren Talente der unvermögenden Klasse“¹⁶ vorgesehen.

Die Wirkung war erstaunlich, der Rückgang an Schülern enorm, was wiederum einen Rückschluss auf die Finanzverhältnisse im Elternhaus zulässt. Am Grazer Gymnasium machte die Senkung der Schülerzahl zwischen 1781 und 1786 58,8 Prozent aus und wurde nur vom Innsbrucker Gymnasium um einen Prozentpunkt übertroffen. Weitaus weniger schlimm war der Rückgang in Wien mit ungefähr 30 Prozent.

Eine einheitliche Regelung des Gymnasialunterrichts erfolgte schließlich durch die „*Instructio pro Scholis humanioribus*“, die 1764 verbindlich gemacht wurde, die im Wesentlichen auf dem Boden des in der Praxis Bewährten blieb, aber doch auch Anklänge an die Erziehungsideale der Aufklärung enthielt. Es ist angesichts des im Aufbau befindlichen Beamtenstaates nicht verwunderlich, dass Nützlichkeits Erwägungen und Ausbildungserfordernisse für Beamte klar erkennbar waren. Latein wurde eingeschränkt, die Muttersprache wurde Grundlage des Unterrichts in den untersten Klassen, das Deutsche wurde in Schrift und auch in der Lektüre zeitgenössischer Literatur gepflegt. Neben Latein wurden die Fächer *Doctrina religionis*, die griechische Sprache, *Historia*, *Geographia*, *Arithmetica* eingeführt.

Die „*Instructio pro Scholis humanioribus*“ löste also die „*Ratio studiorum*“ ab, ersetzte auch die Lehrpläne der Benediktiner und Piaristen und war somit der entscheidende Schritt hin zu einem einheitlichen staatlichen Bildungswesen im Bereich der Mittelstufe.

Die Ära der Jesuiten ging zu Ende, auch wenn sie mittlerweile die staatlichen Anweisungen befolgten. Sie setzten an den Gymnasien erfahrene Professoren ein, die über einen längeren Zeitraum pädagogische Aufgaben erfüllten und häufiger als früher mit den Klassen aufstiegen. Der Zustrom zu den Jesuitengymnasien außerhalb Wiens ließ nach der Jahrhundertmitte kontinuierlich nach. Graz zählte im Jahre 1746 770 Schüler, 1756 660, 1761 lediglich 447 Schüler. In diesem Zusammenhang ist der Prozentsatz jener Jugendlichen interessant, der – gemessen an der Gesamtbevölkerung – ein Gymnasium¹⁷ besuchte: Er lag zu Ende des 18. Jahrhunderts bei durchschnittlich 0,17 Prozent, wobei erhebliche regionale Unterschiede bestanden, denn zu diesem Zeitpunkt lag nahezu die Hälfte der auf dem Boden des heutigen Bundesgebietes bestehenden Gym-

nasien im Herzogtum Österreich unter der Enns, also in Wien und im heutigen Niederösterreich.

Die Schulaufsicht über die Gymnasien oblag unter Maria Theresia anfangs dem landesfürstlichen Superintendenten. Im Jahre 1753 wurde der jeweilige Direktor der philosophischen Studien an der Universität zusätzlich zu seinen universitären Agenden mit den Kontrollaufgaben im Sekundarbereich betraut.

Der tertiäre Bildungsbereich

DEM KOLLEGIUM in Graz kam zusammen mit jenem in Wien eine Spitzenstellung innerhalb der habsburgischen Länder zu. Die Jesuiten deckten an diesen Orten auch den universitären Bereich der Philosophie und der Theologie im ganzen Umfang ab.

Damit war die Steiermark im Vergleich zu den meisten anderen Erbländern in gewisser Weise privilegiert. Die Niederlassungen in Innsbruck, Klagenfurt, Linz und Feldkirch boten zwar auch die studia superiora und damit Vorlesungen auf Hochschulniveau an, doch schwankte deren Vollständigkeit; auch gab es Beschränkungen hinsichtlich der Abschlüsse und Berechtigungen. Im Falle Klagenfurts wurde das ursprüngliche, im Jahre 1604 anlässlich der Gründung des Gymnasiums geäußerte Ziel der Schaffung einer Universität mit all jenen Privilegien und Freiheiten wie die Universität in Graz oder andere Universitäten Europas im Verlauf des 17. Jahrhunderts zwar verfolgt, doch der Endausbau zu einer Volluniversität blieb aus.

Den Vorstellungen Josephs II. zufolge sollte die Monarchie mit einigen wenigen Universitäten das Auslangen finden. So wurde auch die Grazer Universität in ein Lyzeum umgewandelt, büßte aber den universitären Charakter nicht gänzlich ein. Als Lyzeum hatte diese Bildungsstätte einen vollkommen neuen Bildungsauftrag, in dessen Mittelpunkt die Vermittlung jener ‚praktischen‘ Kenntnisse und Fertigkeiten stand, die im Sinne der Aufklärung und des aufgeklärten Absolutismus dem Staat und dessen Zielsetzungen als zeitgemäß von Nutzen sein konnten. Die Reformer beschränkten nämlich nach der Übernahme des Bildungssystems durch den Staat in aller Radikalität neue Wege, indem sie die dringend notwendige und in ihren Grundsätzen einheitliche Bildung für alle Bevölkerungsschichten zu deren Besten und zum Allgemeinwohl rigoros und unnachgiebig einführten.

Elementarschulwesen

DAS ELEMENTARSCHULWESEN lag außerhalb des Interessenbereiches der Jesuiten. Folglich stand es um die Vermittlung der drei Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens nicht zum Besten. Die Schulmeister bezogen geringe Einkünfte und waren auf einen zusätzlichen Erwerb angewiesen, um ihren Lebensunterhalt sicherzustellen. Die Schulordnungen verpflichteten zu einem ehrbaren Lebenswandel, ließen im Übrigen jeden Beruf neben dem Lehrerdasein zu. Am häufigsten waren Lehrer zugleich als Organisten und Mesner tätig; Bader und Wirte sah man nicht gerne als Schulmeister, eher Gemeindeschreiber, Schneider, Bäcker und Bauern.

Als Beispiel sei Friedberg angeführt, wo während des Sommers nur drei, vier Schüler die Schule besuchten, im Winter waren es immerhin fünfzehn. Jeder Schüler hatte dem Schulmeister dafür vierteljährlich 15 Kreuzer zu entrichten. Zudem bezog er im Rahmen einer Pfarrsammlung von jedem Friedberger Bürger 18 Kreuzer. So bildete der Kirchendienst das Haupteinkommen. Die meisten der Schulmeister blieben arm und fristeten ein Leben in größter Bescheidenheit.

In den Städten, in denen Gymnasien bestanden, führte die Notwendigkeit der Vermittlung der Grundkenntnisse zur Gründung von Vorbereitungsklassen. Die Jesuiten wehrten sich dagegen, diesen Unterricht selbst zu übernehmen und setzten sich damit dem Druck der Regierung und der Öffentlichkeit aus. Der Vorwurf lautete, dass armen Kindern, die vielleicht „guete ingenia“ hätten, dadurch der Zutritt zum Studium verwehrt würde, weil sie einen deutschen Schulmeister nicht bezahlen könnten. Damit entstand der Eindruck, dass die Jesuiten die vornehmen Stände begünstigen würden,¹⁸ was sie nicht auf sich beruhen lassen konnten. So übernahmen sie wenigstens vorübergehend derartige Schulen der „Abecedariorum“. Da sie dies unentgeltlich machten, waren die Pfarrschulen und die deutschen Schulen, an denen Schulgeld zu entrichten war, alsbald in ihrem Bestand gefährdet, weil die Lehrer ja auf dieses Einkommen angewiesen waren. – Die Jesuiten schüttelten die Last dieses ungeliebten Eingangsunterrichtes, der ihnen keine Vorteile und zudem Feinde schaffte, so rasch wie möglich ab, doch dauerte es nicht lange, bis ihre Klagen über zu geringe Grundkenntnisse der in ihre Gymnasien eintretenden Schüler zu hören waren.

Zahlenmäßig stellten die Besucher der Vorbereitungsklassen im Unterschied zu jenen der Pfarrschulen eine zu vernachlässigende Größe dar. So war das Elementarschulwesen der Schwachpunkt des Ausbildungssystems. Nach der Gegenreformation hatte es lange gedauert, bis die Pfarrschulen einigermaßen aufgebaut waren. Allenthalben hatte es an Priestern gefehlt, und die finanzielle Unterstützung durch die ehemals protestantischen Stände war ausgeblieben. Le-

diglich in Graz war das Primarschulwesen einigermaßen gut organisiert, wofür die an der Universität tätigen Jesuiten indirekt sorgten. Als sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts an den Grazer Schulen Mängel zeigten, wies der Rektor der Universität die Landesregierung darauf hin. Diese reagierte prompt und übertrug 1750 dem Rektor die Aufsicht über die „deutschen Schulen“ in Graz, behielt sich aber die Oberaufsicht vor – „gleich wie über die Universität selbst“.¹⁹

Unter Maria Theresia wurde der Zustand des Schulwesens in Steiermarks Städten, Märkten und Dörfern erhoben. An die Kreishauptleute erging ein Hofdekret, in dem die Beschreibung der Verhältnisse und darüber hinaus ein Gutachten mit Änderungs- und Verbesserungsvorschlägen angeordnet wurden, doch die Rückmeldungen waren spärlich. Lediglich zwei Berichte langten bei der obersten Landesbehörde, der Repräsentation und Kammer, ein. Die Ortsoberigkeiten waren nicht geneigt, die Schulwirklichkeit schonungslos darzulegen.

Zu Anfang des Jahres 1752 erging an die Kreishauptleute eine genaue Anweisung, in welcher Weise die „Theresianische Schulbefragung“ durchgeführt werden sollte. Die Pfarrer waren gebeten, die Namen der Mesner und Schulmeister mitzuteilen, vor allem aber darzulegen, ob sie hinlänglich lesen und schreiben könnten, wie es um deren Glauben und Sitten bestellt sei, welchen Nebenbeschäftigungen sie nachgingen und wie hoch deren Einkommen sei. Die Schreibkompetenz wurde überprüft, indem man anordnete, dass der jeweilige Schulmeister den Bericht des Pfarrers abzuschreiben habe. Diesen auch zu verfassen, hatte man den Schulmeistern offensichtlich von vornherein nicht zuge-
traut. Den Pfarrern war diese Befragung sichtlich zuwider und fassten sie als unerwünschte Einmischung auf. Es dauerte vier Jahre, bis alle Kreise die Ergebnisse der Befragung vorlegten, wobei von den 361 Pfarrorten des Landes lediglich 148 der Aufforderung nachgekommen waren. Drei der fünf Kreise legten Meldungen vor, die nur zwischen 22 und 32 Prozent der Pfarren erfassten und erachteten damit die Sache für abgeschlossen. Diese im Jahre 1756, im Jahr des Ausbruchs des Siebenjährigen Krieges, beendete Erhebung hatte keine unmittelbaren Konsequenzen, doch die Veränderungen waren zu dieser Zeit bereits in Gang gekommen.

Die Buchproduktion stieg ab der Regierungszeit Maria Theresias rapide an und veränderte auch ihren Charakter. Der Einfluss der Jesuiten nahm auch in diesem Bereich rasch ab, was durchaus im Interesse der Regierung lag. Gerard van Swieten erachtete die bestehenden Buchdruckereien der Jesuiten als „der Bürgerlichen Nahrung allerdings nachtheilig“²⁰; so war es nicht verwunderlich, dass das Ansuchen des Grazer Jesuitenkollegs um die Genehmigung zur Errichtung einer Buchdruckerei ohne Reaktion blieb.

Im Zuge der Schulreform war es notwendig, eine Dezentralisierung des Schulbuchverlagswesens vorzunehmen, was 1776 die Einrichtung eines Verlages zur Folge hatte. Dem Schulbuch kam im Unterricht eine zentrale Funktion zu, es veränderte den Unterricht maßgeblich und machte die Schulreform in ihrer umfassenden Form erst möglich.

Die grundlegende Neuordnung des Schulwesens erfolgte innerhalb recht kurzer Zeit in den 1770er Jahren. Sie bewirkte die Aufwertung der Stellung der Lehrer, die nunmehr in institutionalisierten, standardisierten Einrichtungen ausgebildet wurden und nur über ein staatliches Dekret angestellt werden konnten. Der erhöhte Rang der Lehrer zeigte sich auch darin, dass sie bei Feierlichkeiten in den Städten im Rang nach den Magistratsbeamten, auf dem Land nach den Gerichtspersonen auftraten. Unerfreulich blieb jedoch die Einkommenssituation; die Entlohnung war weiterhin nicht zureichend, Alters- und Krankenversorgung fehlten. – Nur die Lehrer der Normal- und Hauptschulen hatten in der Allgemeinen Schulordnung von 1774 ein sicheres und ausreichendes Einkommen zugestanden erhalten. Joseph II. ordnete 1783 an, dass Lehrer an Trivialschulen 150 fl. Jahresgehalt erhalten sollten, und wollte damit die zusätzlichen Tätigkeiten beseitigen. Zwei Jahre später musste er angesichts der leeren Staatskassen das Einkommen auf 130 fl. reduzieren. Obwohl Nebenbeschäftigungen als Mesner wiederum erlaubt waren, erreichte das Einkommen der Mesner/Lehrer in manchen Kreisen nicht diese Höhe. In solchen Fällen zahlte der Staat Ergänzungsbeiträge aus dem Schulfonds bis zu einer Gesamthöhe von 100 fl. Im Kreis Bruck an der Mur mussten beispielsweise nahezu 2.000 fl. ausgezahlt werden, was ein Bild auf die schwachen Einkommensverhältnisse der Lehrer wirft.

Der Unterricht wurde qualitativ verbessert und nach einheitlich festgelegten Methoden erteilt. Die Schulaufsicht nahm sich der Lehrrealität an. Zusätzliche Lehrinhalte in den Normal- und Hauptschulen verstärkten die Bedeutung der Elementarbildung.

Das Schulnetz wurde bei aller Einheitlichkeit im Grundsätzlichen nach den regionalen Bedürfnissen ausgerichtet. In Wien bestand bereits seit Anfang 1771 eine Normalschule, die nach den Vorstellungen Maria Theresias auch außerhalb Wiens geschaffen werden sollte. Lediglich in Tirol kam eine solche zustande, in Graz verfasste man Anfang 1773 einen Bericht über die Möglichkeiten zur Errichtung einer solchen Lehranstalt, setzte aber in der Folge keine weiteren Schritte zur Realisierung des Projekts. 1775 war es aber dann so weit, und in Linz, Graz und Klagenfurt entstanden nach dem Wiener Muster Normalschulen.

Die Bestrebungen der 1770er Jahre, die Angelegenheiten der drei Bildungsebenen sowohl in den Normalschul-Kommissionen als auch in den Studienkommissionen zu behandeln, führte zu keinem Ergebnis. So wurde die Referat-

zusammenlegung 1780 rückgängig gemacht, Anliegen der Gymnasien wurden wieder in den Studienkommissionen zur Sprache gebracht, um die Verbindung zu den höheren Fakultäten zu gewährleisten.

Dies führte langfristig zur Aufspaltung des Sekundarbereiches. Die in den Landeshauptstädten eingerichteten Normalschulen übernahmen in der Folgezeit Aufgabenbereiche des Gymnasiums, pflegten auch einen verminderten Lateinunterricht und erfreuten sich gerade bei der bürgerlichen Bevölkerung großen Zulaufs. In Graz wurde die Normalschule eine gefürchtete Konkurrenz für das Gymnasium. Die Entscheidung vom 20. Oktober 1780, mit der die Referate wieder getrennt wurden, stand am Anfang der Auseinanderentwicklung der beiden bis heute bestehenden getrennten Schultypen des Sekundarbereiches.

Bekanntlich hob Joseph II. ein Drittel der bestehenden Klöster und Stifte auf, und zwar vorwiegend jene mit rein kontemplativer Lebensform. Insgesamt waren es monarchieweit zwischen 700 und 800, für weitere 449 war die Aufhebung für das Jahr 1791 vorgesehen. Latent gefährdet waren auch wohlhabende Klöster, zumal das Vermögen aufgehobener Klöster bekanntlich dem sogenannten „Religionsfonds“ zufloss. Die Steiermark verlor damit so manches Kloster, allen voran Göß und Seckau.

Dies bedeutete eine Verarmung der Bildungslandschaft, denn auch die Zahl der Konventualen wurde begrenzt und Klosterstudien gänzlich verboten. Die Mädchenbildung litt besonders. Zwar brauchten die Lehrorden keine Sorge hinsichtlich ihres Bestandes haben, doch war die Zahl der von ihnen betreuten Schülerinnen niedrig. Diese Orden nahmen zwei Schülerinnengruppen auf, zahlende Mädchen, sogenannte „Kostmädchen“, und von Stiftungen erhaltene junge Damen, die „Stiftmädchen“.²¹ Die Ursulinen in Graz betreuten im Jahre 1788 kein einziges Kostmädchen, aber 24 Stiftmädchen.

Die Übernahme des Bildungswesens durch den Staat

ES GALT aber nunmehr, die Universität vollständig unter staatlichen Einfluss zu bringen. Dieser Vorgang vollzog sich in den habsburgischen Ländern von Universität zu Universität in unterschiedlicher Weise. Die Jesuitenuniversität Graz konnte sich am längsten dem staatlichen Einfluss entziehen, doch war es um die Jahrhundertmitte auch in Graz damit vorbei. Maria Theresias Erlass vom 21. Juni 1752 verfügte, das Philosophiestudium nach dem Vorbild Wiens zu organisieren. Die Jesuiten erklärten sich zur Umsetzung der Vorschrift bereit, nicht ohne auf die zu erwartenden Schwierigkeiten zu verweisen. Ein Studiendirektor wurde bestellt und brachte die bis dahin selbständig entscheidenden Jesuiten in Abhängigkeit.

Die steirischen Landstände finanzierten einen Rechtslehrer, der im Rahmen der Universität einen zweijährigen juristischen Lehrgang anbot, der auch den Theologen anempfohlen wurde. Wieder einmal stand die Gründung einer juristischen Fakultät zur Diskussion, zu der sich die Jesuiten neuerlich nicht entschließen konnten.

Als sich in der Folge die staatlichen Vorschriften zu häufen begannen, zeigten sich die Jesuiten renitent, worauf Gerard van Swieten 1760 der Kaiserin ein Schreiben in die Feder diktierte, in dem sie die Societas in Graz vor die „freie Wahl“ stellte, „entweder sich denen allerhöchsten Befehlen und Maaßregeln so für jetzt als in künftige willig zu fügen, zu unterwerfen und sie genau zu befolgen, oder aber der Universität ... gänzlich zu entsagen“.²²

Der Rektor antwortete am 22. September 1760 mit einer „unterthänigsten Erklärung“, „denen in Studiensachen erließenden allerhöchsten Resolutionen nachleben zu wollen“.²³

Fortan ging es rasch mit der Umwandlung der Universität in eine Staatsanstalt. Noch 1760 wurde in der Steiermark eine Studienkommission eingesetzt, die die Überwachung der Universität übernahm, ein Nichtjesuit wurde mit der Professur für augustinische Theologie betraut, ein Laie, ein Mediziner, erhielt die Direktion der philosophischen Studien.

1761 wurde verfügt, dass künftige der Rektor des Kollegiums nicht gleichzeitig Rektor der Universität sein dürfe. Als bei der Rektorswahl 1763 ein Weltgeistlicher (18 Stimmen) dem jesuitischen Gegenkandidat (63 Stimmen) unterlag, wurde dennoch der Weltgeistliche zum Rektor bestellt. Drei Jahre später musste diesem auch die Matrikelführung überlassen werden.

Die Jesuiten verloren das Recht der Zensur,²⁴ die den einzelnen Universitäten entzogen und der 1751 zentralen „Bücher-Censurs-Hofcommission“²⁵ unterstellt wurden. 1770 nötigte der Staat der Universität eine Lehrkanzel für „Kameralistik und politische Wissenschaften“ auf, die im Rahmen der philosophischen Fakultät von einem Laien geführt wurde.

Ähnlich wie bei der Rektorswahl verloren die Jesuiten 1771 trotz eindeutiger Mehrheit ihres Kandidaten erstmals auch das Kanzleramt, die Jesuiten waren nicht mehr länger Herr im eigenen Haus.

Die Aufhebung des Ordens 1773 durch den Papst stellte also nur einen letzten Schritt dar. Die frei gewordenen Professuren wurden Augustiner Chorherren, Franziskanern, Weltgeistlichen und Exjesuiten übertragen, die philosophische Fakultät schrumpfte infolge Professorenmangels auf drei Lehrstühle.

Nun war die Zeit für die Ausweitung der Studien gekommen. 1778 trat an die Stelle des zweijährigen Rechtskurses die juristische Fakultät, ein zweiter Professor wurde bestellt.

Etwas länger dauerte die Einrichtung eines medizinisch-chirurgischen Studiums.²⁶ Seit 1764 bestand im Gebärdhaus der Armenanstalt ein von den Landständen finanzierter Unterricht für Hebammen durch einen Chirurgen, der ab 1778 vom Staat bezahlt wurde. Ab diesem Jahr unterrichtete er über staatlichen Auftrag Lehrjungen der Bader- und Barbierzunft in Anatomie, Wundarznei und Tierheilkunde. Beide Ausbildungsformen standen zu diesem Zeitpunkt mit der Universität nicht in Verbindung.

Die Anpassung des Vorlesungs- und Prüfungswesens an die staatlichen Erfordernisse ging mit einer strengen Regulierung einher und führte zu einem raschen Absinken der Hörerzahlen.

Nun, da der Jesuitenorden nicht mehr bestand, zeigten sich die weniger erfreulichen Seiten der Veränderungen: Der Staat hatte die Universität zur Gänze zu finanzieren und tat sich damit reichlich schwer, sodass man in den späten 1770er Jahren Einsparungen erwog. Professoren und Studenten waren durch die permanenten Veränderungen verunsichert, die rigorosen inhaltlichen und zeitlichen Vorgaben engten den Handlungsspielraum zudem gänzlich ein. Die Universität steckte in einer Krise.

Während man in Innsbruck zur gleichen Zeit heftig gegen Missstände und Veränderungen protestierte, die vielfach strukturelle Ursachen hatten und für die offensichtlich die Jesuiten ungerechtfertigter Weise allein verantwortlich gemacht worden waren, hielt sich die Protestbereitschaft in Graz in Grenzen. Man war offensichtlich mit der Ausweitung des Studienangebotes auf die Rechtswissenschaften und 1782 auf ein medizinisch-chirurgisches Studium hoch zufrieden.

Deutsch wurde anstelle des Lateinischen 1784 als Vortragssprache eingeführt, abgesehen von manchen Fächern, in denen es sich aufgrund der Materie empfahl, weiterhin die lateinische Sprache zu verwenden. Der Staat verbot in diesem Jahr zudem das Studium der Landeskinder im Ausland.

Die Neuordnung der Studien an den einzelnen Fakultäten brachte eine Beschränkung der Lehrinhalte und eine Verkürzung der Studiendauer mit sich und beraubte Studenten und Professoren jeglichen Freiraums. Ab 1783 war es keinem Professor mehr gestattet, an den vorgeschriebenen Lehrbüchern ohne Genehmigung der Studienhofkommission auch nur das Geringste abzuändern. In der Folge wurden sogar Unterrichtsfächer abgelehnt, wenn für sie noch kein geeignetes Lehrbuch existierte, denn für einen aus öffentlichen Mitteln besoldeten Lehrer „hört alle Freyheit auf, willkürlich Systeme in den Wissenschaften aufzustellen“. Seine Rolle sei die eines „Sprachrohrs des Staats an dessen sich bildende Bürger“. ²⁷ Als Joseph von Sonnenfels im offiziellen Auftrag für Katharina II. eine Darstellung des österreichischen Studienwesens verfasste, wurde

das Gegenteil der tatsächlichen Gegebenheiten behauptet. Diesen Ausführungen zufolge bestand in den habsburgischen Ländern kein Zwang für Universitätslehrer, weder in der Lehre noch hinsichtlich der Lehrbücher. Die Freiheit der „Meinungen ist den Wissenschaften überhaupt günstig, aber bey einer Disciplin besonders nothwendig, so täglich neue Aufschlüsse und Entdeckungen zum Vorschein kommen“.²⁸

„Der tertiäre Bereich war – das zeigte sich nun – trotz mancher sinnvoller Zielsetzungen Josephs finanziell ausgehungert, weitgehend zu provinzieller Dürftigkeit nivelliert und aller von eigener Kraft getragenen Entwicklungsmöglichkeiten beraubt worden. Die despotische Bürokratisierung des Wissenschaftsbetriebes hatte fruchtbare Reformansätze längst verschüttet.“²⁹

Auch wenn es unter Leopold II. vielfach Lockerungen gab, selbst die Einführung der Lehrfreiheit ernsthaft erwogen wurde, kam er vielen der an ihn herangetragenen Wünsche nicht nach. So lehnte er 1790 die Bitte der steirischen Stände um die Wiederherstellung der Universität ab.

Die Neuerungen des Staates erstreckten sich auch auf den sekundären und primären Bildungssektor. Graz erhielt eine Normalschule, Hauptschulen wurden in Admont, Gleisdorf, in der Murvorstadt in Graz, bei den Ursulinen in Graz, in Judenburg, Leoben, St. Lambrecht und in Vorau eingerichtet. Die Trivialschulen variierten in den einzelnen Ländern je nach den Vorgaben der Schulkommissionen. In den Anfangsjahren ließen viele projektierte Neugründungen auf sich warten. Vielmehr baute man fürs erste die vorhandenen „deutschen Schulen“ aus, auch wenn diese zumeist einklassig geführt und bescheiden ausgestattet blieben. Die Zahl der Trivialschulen betrug im Jahre 1780 in der Steiermark – ohne den Marburger und den Cillier Kreis – 152.

Ingesamt erwies sich diese Reform in den Städten als wesentlich erfolgreicher als auf dem Land, wo die Schülerfrequenzen weiterhin bei einem Viertel bzw. einem Drittel der Schulpflichtigen lag. Der Schulbesuch schwankte stark und war von der Jahreszeit abhängig; zu Schulanfang war der regelmäßige Besuch eine Selbstverständlichkeit, die Frequenz sank im November zumeist auf ein Minimum und erreichte im Jänner das Maximum. Reine Mädchenschulen wurden selten eingerichtet, und die Zahl der Mädchen in den koedukativ geführten Klassen blieb gering.

In den alpinen Gebieten wurden die meisten Trivialschulen bloß im Winterhalbjahr geführt, ganzjähriger Unterricht fand nur in einem Viertel der Trivialschulen statt. Das Schuljahr dauerte also für die meisten der Schüler lediglich drei bis vier Monate. – Der Schulbesuch beschränkte sich im Jahre 1781, also sieben Jahre nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht, noch immer bloß auf ein Drittel der schulfähigen Kinder. – Kaiser Josephs Maßnahmen eines

„Schulzwanges“ fruchteten nicht allzu viel; das Schulgeld, das er ursprünglich gänzlich hatte beseitigen wollen, wurde in abgestufter Form beibehalten.

Die vom Kaiser in der Absicht zur Schaffung reichseinheitlicher Lösungen getroffenen Regelungen konnten nicht überall verwirklicht werden. Die in der „Allgemeinen Schulordnung“ 1774 vorgesehene Errichtung von Neubauten für schulische Zwecke wurde nur selten realisiert; erst unter Joseph II. begann deren Umsetzung, wenn auch vielfach nur als Provisorium.

Wesentlich besser stand es mit der Ausgabe einheitlicher, billiger Schulbücher, wengleich sich die kostenlose Überlassung von 25 Prozent der Bücher an die „wahrhaft Armen“ ab 1774 als nicht ausreichend erwies. Man behalf sich schließlich damit, dass je zwei der „anspruchsberechtigten“ Schüler ein Buch erhielten, das nach Unterrichtschluss in der Schule aufbewahrt wurde.

Das Toleranzedikt vom 13. Oktober 1781 erlaubte, in evangelischen und griechisch-orthodoxen Gemeinden mit mehr als 500 Personen nicht nur eine Kirche, sondern auch eine Schule zu errichten. Auch den Juden war dies am Sitz einer Hauptsynagoge erlaubt. Größere evangelische Siedlungen nützten diese Möglichkeit und gründeten Schulen, so etwa Schladming und die Ramsau.

Als im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die geistlichen Institutionen zu mehr Engagement im Bildungsbereich aufgefordert wurden, geschah dies aus Rücksichtnahme auf den Staatshaushalt. Man wollte das intellektuelle Potential der Patres und Nonnen wieder vermehrt für das Bildungswesen nützen. Die davon betroffenen Ordensniederlassungen waren davon keineswegs begeistert, dass der Staat die seit 1773 durchgeführte Laïcisierung eines Teiles der österreichischen Gymnasien preisgegeben hatte, obgleich sie ihren durch Joseph II. beschnittenen Macht- und Einflussbereich wieder ausweiten konnten, zumal dies unter den neuen Gegebenheiten nur im Rahmen des vom Staat vorgegebenen Korsetts erfolgen konnte. Jene Klöster, die ihre Gymnasien auf Anordnung Josephs II. in zentralere Orte hatten verlegen müssen, beeilten sich, diese wieder in ihr Haus zurück zu holen. So kehrten die Admonter Benediktiner 1808 Leoben den Rücken und richteten ihre Schule wiederum im Kloster ein.

Das Interesse an einem technisch-gewerblichen Unterricht manifestierte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Wiener Gründungen einer „Dissinateur-Schule“³⁰ (1758) und einer Kupferstecher-Akademie (1766). Solche Initiativen blieben auf die Reichshaupt- und Residenzstadt beschränkt, doch gab es auch in der Provinz Ansätze, etwa die Gründung einer „Mechanischen Schule“ (1767) in Klagenfurt durch die Jesuiten. Für das Grazer Waisenhaus verfügte Maria Theresia, dass „mechanische Lectionen“ zu geben waren, dass zudem Rechnungswesen von einem Piaristen vorgetragen werden sollte und dass „Reiß- oder Zeichnungsmeister“ all jene Kenntnisse vermitteln sollten, die

für einen Zimmermann, Maurer, Wagner, Tischler oder Kunstweber unerlässlich seien.³¹

Der steirische Commerzien-Conseß regte die Errichtung einer „Gold-Silber- und Leonische Spiz Kleppel Schule“ an, was von Maria Theresia 1768 genehmigt wurde.

Die an den Hauptschulen angebotenen Kurse im Zeichnen und in der Feldmesskunst gewannen erhebliche Breitenwirkung, ebenso wie die in der Normalschule gelehrtten Anfangsgründe der Feldmess- und Baukunst, der Mechanik und des Zeichnens mit Zirkel und Lineal wie auch mit freier Hand. In Graz nahmen zwischen 1776 und 1781 233 Schüler, darunter auch Erwachsene, an diesem Unterricht teil. Um den Unterricht der Normalschüler nicht zu stören, waren die Lektionen täglich für die Zeit zwischen 11 und 12 Uhr angesetzt.

Die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als dringlich empfundene Schaffung von Bildungsstätten für den Adel hatte zu Überlegungen zur Gründung neuer Schultypen geführt, doch zufriedenstellende Lösungen blieben aus.

Im Jahre 1773 plante man in Graz für die im Jesuitenkonvikt wohnenden jungen Adelligen ein Collegium nobile nach dem Vorbild des Wiener Theresianums. Maria Theresia stimmte dem zu, weil der dortige Adel „ohnedem sehr arm“ sei. Mangels einer entsprechenden finanziellen Sicherstellung des Projekts wurde es aber nicht verwirklicht.

Nach dem Tod Josephs II. traten die steirischen Stände 1790 an Kaiser Leopold II. heran, die Gründung eines „adeligen Erziehungshauses“ aus den Mitteln des ehemaligen Jesuitenvermögens zu genehmigen. Das Internat sollte von den Piaristen oder Angehörigen eines anderen Ordens geführt werden, die Stände wollten einen Meister anstellen, der Sprachen und ritterliche Übungen vortrug, und schlugen vor, die wissenschaftlichen Kenntnisse am Lyzeum zu erwerben. Leopold II. reagierte darauf nicht.

Die Schaffung der Generalseminare erfolgte in der Absicht, eine einheitliche, vom Staat getragene Priesterausbildung sicherzustellen. Die Geistlichen sollten imstande sein, die Glaubenssätze zu erklären, deren Wahrheit durch Herleitung aus der Heiligen Schrift zu beweisen und ihre Anwendungsmöglichkeiten im Alltag zu vermitteln. Die jeweilige Muttersprache der Seminaristen wurde als Sprache der Predigt besonders gepflegt, wobei den Übungen in der Vortragskunst und in der Wendigkeit, treffende Formulierungen zu finden, größte Aufmerksamkeit gezollt wurde. Neben den theologischen Studien war bekanntlich auch die Ausbildung in Naturgeschichte und Landwirtschaft vorgesehen, damit sie über den Bereich der Seelsorge hinaus auf die Bevölkerung mit Ratschlägen einwirken konnten. Die Priester waren also in mehrfacher Hinsicht dem Volk nahe, und es verwundert nicht, dass ausgerechnet sie später, im 19. Jahrhundert, vielfach zu Bannerträgern nationalen Denkens wurden.

Die theologische Ausbildung der Priester wurde auf Wien, Graz und Innsbruck konzentriert, alle anderen bestehenden Einrichtungen der Priesterbildung erloschen.

Die Generalseminare waren den Bischöfen ein Dorn im Auge. Immer wieder beklagten sie religionswidrige Aussagen der Professoren. Im Jahre 1787 verweigerte der Bischof von Seckau einigen Abgängern des Grazer Generalseminars die Weihe, weil sie bei der Prüfung vor dem Konsistorium gelehnet hatten, dass die Kirche Gesetze erlassen könne, Fasten und Brevierbeten unbedingte Pflichten der Priester seien und derlei mehr. Als Reaktion erhielten die Bischöfe das Aufsichtsrecht über die theologische Ausbildung.

Diese Spannungen um die Priesterausbildung ließ die Zahl der Anwärter drastisch sinken. Die Generalseminare wurden bekanntlich nach dem Tod Josephs rasch aufgelöst, und die früheren theologischen Lehranstalten übernahmen wiederum die Aufgabe, mussten sich nunmehr aber an einen vorgegebenen Lehrplan halten und die an den Universitäten vorgeschriebenen Lehrbücher verwenden. Die Studierenden hatten sich zur Prüfung an die Universität bzw. an ein Lyzeum zu begeben. Eine der Folgen war, dass im 19. Jahrhundert lange Zeit nur an wenigen Universitäten katholisch-theologische Fakultäten bestanden und dass die Hörerfrequenz an den bestehenden theologischen Fakultäten ganz außerordentlich niedrig war.

Den Vorstellungen Josephs II. zufolge sollte die Monarchie mit einigen wenigen Universitäten das Auslangen finden. So wurde auch die Grazer Universität in ein Lyzeum umgewandelt, büßte aber den universitären Charakter nicht gänzlich ein. Das Lyzeum hatte im Sinne des aufgeklärten Absolutismus einen vollkommen neuen Bildungsauftrag, in dessen Mittelpunkt die Vermittlung jener ‚praktischen‘ Kenntnisse und Fertigkeiten stand, die im Sinne der Aufklärung dem Staat und dessen Zielsetzungen als zeitgemäß von Nutzen sein konnten.

Wissenschaft

DIE SOCIETAS Jesu dominierte nicht bloß die gehobene Ausbildung, sondern war auch in der Wissenschaft tonangebend und dabei ganz außerordentlich vielseitig und flexibel. Nur zögernd ließen sie jedoch Neuerungen im universitären Bereich zu. In den 1740er Jahren gingen die Jesuiten an die Abfassung neuer Lehrbücher und an die Entwicklung eines neuen Lehrprogramms, doch kam diese Berücksichtigung der neuen Entwicklungen zu spät, denn der Staat war im Begriff, das Bildungswesen an sich zu ziehen.

An der Universität Graz war 1729 eine Lehrkanzel für Geschichte entstanden, womit erstmals eine „Fachprofessur“ zum Lehrplan der „Ratio studiorum“

trat. Der erste Lehrkanzelinhaber Karl Freiherr von Andrian (1729-1743) hatte 1711 eine „Synopsis Chronologica“ von der Erschaffung der Welt bis 1711 veröffentlicht und zusammen mit dem ersten Professor der Geschichte an der Universität Wien, Franz Molindes, eine „Synopsis historiae universalis ab orbe condito usque ad tempora Caroli Magni“ (Wien 1713) erarbeitet. Nach der Übernahme der Professur verfasste er innerhalb von nur sieben Jahren die notwendigen Lehrbehelfe für das neue Fach, „eine Leistung, die an den deutschsprachigen Universitäten dieser Zeit ohne Beispiel geblieben ist“.³² Insgesamt handelte es sich dabei um vier Überblickswerke zur Geschichte,³³ in denen er sehr früh eine Gliederung des Geschichtsstoffes in Epochen vornahm, wobei dieser Grundgedanke nicht mehr neu war. Andrians Gliederung in Herrscherkataloge diente didaktischen Zwecken, die aus heutiger Sicht nicht sonderlich anspruchsvoll erscheint, aber den Geist der Zeit und das Verlangen nach Klarheit der Anordnung und Erfassung des Stoffes sowie die Systematisierung einer Fülle empirischer Daten in quasi lexikalischer Form berücksichtigte. Derartige Lehrbücher dienten eher dem Auswendiglernen als dem Studium, ebenso wie die Geschichtslehrbücher des 1715/18 in Graz tätigen Franz Wanger. Andrian hatte mit seinem Opus immerhin ein umfassendes Lehrbuch der Universalgeschichte geschaffen, das dem Wissenschaftstrend seiner Zeit entsprach, denn die große Leistung des 18. Jahrhunderts bestand ja darin, Ordnung in große Stoffbereiche zu bringen und sie damit überschaubar zu machen, gleichgültig ob es sich um die „drei Reiche der Natur“, die Münzkunde oder gar um das Gesamtgebiet des Wissens handelte, das lexikalisch gebändigt wurde. Mit dem im Jahre 1730 veröffentlichten Werk „Epochae Habsburgico-Austriacae ad comparandam historiae augustissimi gentis Habsburgo-austriacae exactam notitiam...“ wandte Andrian sich von der Welt- und Kirchengeschichte ab und der Vergangenheit des Herrscherhauses zu und wurde damit den in die Studienreformen gesetzten Erwartungen gerecht. In sechs große Kapitel gegliedert und das Geschehen bis auf die Zeit Kaiser Karls VI. berücksichtigend, erwies er hiermit seine Anhänglichkeit an die Dynastie. Neben diesen Überblickswerken veröffentlichte Andrian kleinere Arbeiten über spezielle Probleme einzelner Gebiete, darunter immerhin auch schon den Versuch einer quellenkundlich-historiographischen Studie.

Von der Lehre getrennt ist die Forschungs- und fallweise auch die daraus resultierende Publikationstätigkeit der Jesuiten zu sehen. Ungeachtet der Tatsache, dass die Vertreter dieses Ordens Geschichte lange Zeit nicht als eigenes Fach lehrten, trugen sie wesentlich zur steirischen Landesgeschichte bei: An der Spitze zu nennen sind Sigmund Pusch, Erasmus Fröhlich, Christian Edschlager, Marcus Hansiz.

Mit dem Tod Andrians war die erste Hochblüte des Faches Geschichte an der Universität allerdings vorbei, und erst infolge der Intention Kaiser Josephs II.,

die Untertanen zum Staatsideal des aufgeklärten Absolutismus zu erziehen, wurde der Historie wieder vermehrte Aufmerksamkeit zugewandt. Zwei Jahre nach Aufhebung des Jesuitenordens begann der Weltpriester Franz Xaverius Gemeiner mit Vorlesungen über literarische und politische Geschichte, und zwar nicht mehr in lateinischer Sprache, sondern auf Deutsch. Von 1783 bis 1822 vertrat er ausschließlich Kirchengeschichte, und sein Werk „Epitome historiae ecclesiasticae“³⁴ war außerhalb Österreichs als Lehrbuch überaus geschätzt³⁵; in Österreich wurde es jedoch nicht verwendet, denn hier war Dannenmayrs Buch³⁶ vorge-schrieben. Zur gleichen Zeit verfasste der gelehrte Vorauer Augustiner Chorherr Aquilin Julius Caesar³⁷ seine bedeutenden Werke zur steirischen Geschichte, die ihm das Epitheton „Vater der steirischen Landesgeschichtsschreibung“ ein-trugen. Seine Werke waren in der Tat grundlegend. Als Ordensmann, Priester und Gelehrter kann er so recht eigentlich als Repräsentant all der Veränderungen im ausgehenden 18. Jahrhundert angesehen werden, wenn er an einer Stelle seiner Publikationen rückblickend vermerkte, dass „man“, also wohl er selbst auch, bei den Jesuiten ja doch nur „streiten gelernt“ hätte.

Die größte Breitenwirkung entfaltete das in Graz entstandene Lehrbuch der Physik, das zu den bedeutendsten am europäischen Kontinent zählte. Der Autor, Leopold Gottlieb Biwald SJ, lehrte ab 1762 Logik und Metaphysik, widmete sich ab 1764 hauptsächlich der Physik und kann als „Physiker im heutigen Sinn betrachtet werden“.³⁸ Ab dem Jahre 1766 erschienen die beiden Teile seines Lehrbuches unter dem Titel „Physica generalis et particularis“ und „Institutiones Physicae“, die mehrere Auflagen erlebten und die Naturgesetze im Allgemeinen sowie deren Erscheinungsformen behandelten. Die „Institutiones physicae“ waren ab 1779, mittels kaiserlichen Dekrets jahrzehntelang als Lehrbuch verbindlich für alle Universitäten und Lyzeen vorgeschrieben. Dieses Buch fand auf dem gesamten europäischen Kontinent ungemein rasch Verbreitung. Damit hatte Biwald ein Standardwerk geschaffen, das im Wesentlichen in nichts anderem bestand als in der Vermittlung des zeitgenössischen Lehrgebäudes der Physik auf der Basis Sir Isaak Newtons und das angesichts des Diskussionsstandes in der Physik diese enorme Wirksamkeit entfalten konnte.

In den 1740er Jahren gingen die Jesuiten in Graz auch an die Neugestaltung der astronomischen Ausbildung, errichteten einen astronomischen Turm, in dem einige Zeit, angeregt durch die Hochblüte der Astronomie nach der Jahrhundertmitte in Wien, geforscht wurde, namentlich besonders von Karl Tierenberger.

Früher als anderswo übernahm man in Graz den bahnbrechenden Neuan-satz Carl von Linnés. Obwohl der Schwede die erste Auflage seines Werkes bereits in den 1730er Jahren herausgebracht hatte, wurden seine Überlegungen und sein System erst nach Jahrzehnten kontroversieller Diskussion akzeptiert. Bi-

wald griff die Lehre Linnés frühzeitig auf und trat für sie ein, was ihm die Anerkennung und Dankbarkeit des skandinavischen Gelehrten einbrachte. Auf diese Weise begannen die Grazer Jesuiten schon in den 1750er Jahren mit jener wissenschaftlichen Tätigkeit, die für das 18. Jahrhundert generell charakteristisch war – dem Zusammentragen, Sammeln und der systematischen Ordnung von Objekten eines Forschungsfeldes. Nikolaus Poda von Neuhaus SJ (1723-1798), Direktor der Sternwarte in Graz, galt nicht bloß als ausgezeichnete Mathematikprofessor, sondern verfasste auch einen Katalog von Insekten und begann an der Universität mit der Einrichtung eines naturhistorischen Museums.

Das Ende der Dominanz der Jesuiten führte zusammen mit all den zahlreichen Neuansätzen in einzelnen Bereichen und den Veränderungen im universitären Bereich dazu, dass sich der Wissenschaftsbegriff ab der Jahrhundertmitte immens auszuweiten begann und im Verlauf der zweiten Jahrhunderthälfte mit neuen Bedeutungsinhalten gefüllt wurde, basierend auf den zentralen Begriffen Vernunft, Natur und all den weiteren charakteristischen Leitprinzipien der Aufklärung. Das systematisch-lexikalische Erfassen von Beobachtungsfeldern der Wissenschaft konzentrierte sich auf die Erforschung und Sichtung einschlägiger Erscheinungsformen der unmittelbaren Umgebung, nicht zuletzt auch unter dem Aspekt der Erschließung der natürlichen Ressourcen für die Wirtschaft zur Beförderung des Wohlstandes und der staatlichen Macht. So galt es bei der Erfassung der ‚Daten‘, alle Aspekte zu berücksichtigen, von der Bodenbeschaffenheit, den Bodenschätzen, der Vegetation bis hin zum kleinräumigen Klima. Podas Interesse galt besonders dem Bergbauwesen – jener für die Entwicklung des Weltbildes und der naturwissenschaftlichen Forschung im 18. Jahrhundert so maßgeblichen Disziplin, indem er als einer der Ersten Untersuchungen zum steirischen Erzberg anstellte. Biwald weitete diesen Ansatz aus und entwickelte im Jahre 1775 den Plan einer Sammelstätte für die Steiermark: Mit einem „Museum rerum naturalium Styriae“ sollte ein dreijähriger Ausbildungskurs auf den Gebieten der Mineralogie, der Botanik und Zoologie verbunden sein. Bis zur Realisierung eines solchen Projektes sollten allerdings noch Jahrzehnte verstreichen, denn zu Beginn des 19. Jahrhunderts lag erst eine Kurzdarstellung der Mineralogie aus der Feder des späteren Professors am Joanneum, Mathias Anker (1771-1843), vor,³⁹ der sich auch mit Fragen der Bestimmung von Fossilien⁴⁰ beschäftigte, die generell erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts Gegenstand systematischer Forschungen geworden waren.

Voraussetzung für die Erkundung waren Formen der „Forschungsreisen“, die im Verlauf des 18. Jahrhunderts aufkamen. Die Bereisung und Beschreibung des Herzogtums Steiermark setzte schon um die Mitte des Jahrhunderts ein, als Franz Stephan von Lothringen den Hofmathematiker Joseph Anton Nagel (1717-1800) damit beauftragte, topographische Besonderheiten auf Reisen, unter anderem auch in der Steiermark, zu verzeichnen. Derartige Bemü-

hungen betrafen jedoch noch eher größere Horizonte, wie auch das Beispiel des aus Murau stammenden Franz Benedikt Hermann⁴¹ zeigt, der im Jahre 1782 in Leipzig und St. Petersburg seinen „Abriß der physikalischen Beschaffenheit der österreichischen Staaten, und des gegenwärtigen Zustandes der Landwirthschaft, Gewerbe, Manufacturen, Fabriken und der Handlung in denselben“ veröffentlichte. Seine differenzierten Beobachtungen in physiogeographischer und vor allem technologischer Hinsicht waren von der Intention getragen, die Nutzbarmachung der Ressourcen im Sinne des Göttinger Professors der Technologie, Johann Beckmann, zu ermöglichen. Grundsätzlich meinte Hermann: „Die Länderkunde ist ein so nützlich und zugleich so angenehmes Studium, dass Werke dieser Art, wie ich meinen Lesern hier vorlege, keiner Empfehlung bedürfen, wenn sie anders so beschaffen sind, dass sie ihrer Absicht entsprechen. Sie soll nicht bloß Abriß der physikalischen Beschaffenheit der österreichischen Staaten seyn, sondern sie in Rücksicht auf Industrie zu einem Handbuche für den Kaufmann, Kameralisten und Statistiker machen.“⁴² Es blieb keineswegs bei einer solchen Variante der Bestandsaufnahme, denn auch die Wetterkunde erweckte unter dem Blickwinkel der Suche nach Gesetzmäßigkeiten allgemeines Interesse. In Graz leistete Karl Tierenberger einen Beitrag dazu, wenn er seine über fünf Jahre gemachten Beobachtungen mit Angabe der Mittel- und Extremwerte von Luftdruck und Temperatur und Aufzeichnungen erdmagnetischer Schwankungen im Jahre 1769 veröffentlichte. – Geradezu modern im heutigen Sinn mutet der im Jahr 1800 von Joseph Karl Kindermann publizierte, auf zwei Jahre angelegte, detaillierte Forschungsplan zur Bereisung und Erkundung des Herzogtums an.⁴³ Landwirtschaft und Viehzucht zählten zu den Schwerpunkten intellektueller Auseinandersetzung. Johann Anton von Schäffersfeld (1733-1790), selbst Landwirt, dessen Name mit der Einführung des für die weitere Entwicklung so wesentlichen Kleeanbaus in der Steiermark verbunden ist, betätigte sich als Fachschriftsteller: Im Jahre 1770 veröffentlichte er ein Buch über Schafzucht und machte sich Gedanken, welche Gegenden der Steiermark dafür besonders geeignet wären.⁴⁴ Auch Franz Blagatinschegg Edler von Kaiserfeld gehörte zu jenen Landwirtschaftspionieren, die sich aus ökonomischen Gründen mit der Züchtung und Nutzung von Schafen beschäftigten.

All diese Veränderungen machten vor dem Habitus der Wissenschaft nicht Halt. Biwald hatte sein Buch auf Lateinisch, der traditionellen Wissenschaftssprache verfasst, was erheblich zum „internationalen“ Erfolg des Werkes beitrug. Ab der Jahrhundertmitte kamen die Landessprachen zunehmend zur Geltung, gefördert durch die Erschließung neuer, häufig praxisnaher Felder der Wissenschaft in der zweiten Jahrhunderthälfte. Für die Steiermark bedeutete dies – wie für ganz Mitteleuropa – den Umstieg auf Deutsch als Wissenschaftssprache. Der Einfluss des Französischen machte sich ab den 1750er Jahren bemerkbar, und eine Übersetzungstätigkeit fremdsprachiger, vor allem französisch verfas-

ster Werke in das Deutsche begann, sodass alle wesentlichen wissenschaftlichen Publikationen der Zeit rezipiert wurden. Der Ankauf bedeutender englischsprachiger Werke begann noch in der Jesuitenära, so etwa die bedeutendsten Werke eines Priestley, verschiedene Abhandlungen über den Blitzableiter und derlei mehr. Die Steiermark blieb also auch nach dem Ende der Jesuitenära trotz immenser Schwierigkeiten in der Reformära in den internationalen Wissenschaftsbetrieb eingebunden.



Anmerkungen

1. Helmut Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Band 3: Von der frühen Aufklärung bis zum Vormärz*, Wien 1984, S. 61.
2. Ebd., S. 62.
3. Franz Krones, *Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz*, Graz 1886, S. 61.
4. Dies zeigten Untersuchungen zu den ersten Jahrzehnten der 1669 gegründeten Universität Innsbruck.
5. Außerhalb der Steiermark bestanden solche in Wiener Neustadt, Krems, Steyr und in Hall.
6. Johann Tomaschek, *Vom Sängerknabeninstitut zum Stiftsgymnasium. Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte des Stiftsgymnasium Admont, Teile 1-3*, in: *Jahresbericht des Stiftsgymnasiums Admont 1982/83*, S. 13-21.
7. Der Verfall der Klosterschulen im Zuge der Reformation hatte die Ausbildung einer katholischen Intelligenz nahezu unmöglich gemacht. Zum Priestermangel war noch deren ungenügende Ausbildung gekommen. Zudem verfügte der Landesfürst über zu wenig Beamte katholischen Glaubens.
8. Benedikt Plank, *Geschichte der Abtei St. Lambrecht. Festschrift zur 900. Wiederkehr des Todestages des Gründers Markward von Eppenstein 1076-1976*, St. Lambrecht 1976, S. 72.
9. Jakob Wichner, *Das Kloster Admont und seine Beziehungen zur Wissenschaft und zum Unterricht*, Graz 1892, S. 119-120.
10. Walter Landl, *Schulspiel des Admonter Gymnasiums im Barock mit besonderer Berücksichtigung der Jahre von 1644 bis 1725. Mit Anhang*, in: *Jahresbericht des Stiftsgymnasiums Admont 1996/97*, S. 60-65.
11. Engelbrecht, *Geschichte*, Band 3, S. 147.
12. Krones, *Geschichte*, S. 79; Engelbrecht, *Geschichte*, Band 3, S. 193.
13. Engelbrecht, *Geschichte*, Band 3, S. 149.
14. Die im Gymnasium gescheiterten Bauernsöhne kehrten nur in den seltensten Fällen auf den elterlichen Hof zurück, sondern nahmen in der Stadt eine Arbeit an. – Ferdinand Tremel, *400 Jahre Akademisches Gymnasium in Graz*, in: *400 Jahre Akademisches Gymnasium in Graz 1573-1973. Festschrift*, Graz 1973, S. 32-33.

15. Joseph II. hatte das Schulgeld für die Trivialschulen abgeschafft, setzte dann eine abgestufte Form des Schuldgeldes durch, doch wurde diese Regelung zu Mitte der 1780er Jahre wieder rückgängig gemacht. – Engelbrecht, Geschichte, Band 3, S. 119-120.
16. Ebd., S. 162.
17. Ebd., S. 247.
18. Ebd., Band 2, S. 133.
19. Ebd., Band 3, S. 94.
20. Ebd., S. 87.
21. Ebd., S. 165.
22. Krones, Geschichte, S. 415-416.
23. Ebd., S. 79.
24. Engelbrecht, Geschichte, Band 3, S. 193.
25. Franz Hadamovsky, Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur in Österreich (1751-1848), in: Herbert Zeman (Hg.), Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750-1830), Teil I, Graz 1979, S. 289-305, hier 296.
26. Herbert Hans Eggmaier, Das medizinisch-chirurgische Studium in Graz (= Dissertationen der Universität Graz 50), Graz 1980.
27. Ernst Wangermann, Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 1781-1791, Wien 1978, S. 72.
28. Engelbrecht, Geschichte, Band 3, S. 200.
29. Ebd., S. 201.
30. Ebd., S. 177.
31. Vgl. dazu das Kapitel über die Frühformen des gewerblich-technischen Unterrichts bei: Engelbrecht, Geschichte, Band 3, S. 177-178.
32. Walter Höflechner, Das Fach Geschichte an der Universität Graz 1729-1848 (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 3), Graz 1975, S. 9.
33. *Epochae sacro-profanae tabulis historio-chronologicis illustratae seu methodus facilis et expedita universalis historiae notitiam comparandi. – Subsidium memoriae pro historia universali veteri. – Series romanorum imperatorum. – Series imperatorum orientis a translato in Carolum M. occidente.*
34. *Epitome historiae ecclesiasticae Novi Testamenti: in usum praelectionem academicarum*, Graz 1787, 2. Aufl. 1803.
35. Andreas Posch, Die kirchliche Aufklärung in Graz und an der Grazer Hochschule. Festschrift der Universität 1937, Graz 1937, S. 156-184.
36. Mathias Dannenmayer, *Institutiones historiae ecclesiasticae N. T.* in 2 Teilen, Wien 1788.
37. Zwei seiner Werke seien angeführt: Beschreibung des Herzogthums Steiermark, in sich enthaltend die Merkwürdigkeiten des alten und neuen Grätz, Graz 1773. – *Nazionalkirchenrecht Österreichs*, 6 Bände, Graz 1788-1791. Helmut J. Mezler-Andelberg, Aquilin Julius Caesar und die Anfänge der steirischen Landesgeschichtsschreibung. in: *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* 57, Graz 1966, S. 27-58.

38. Klemens Konrad Maria Rumpf, *Von Naturbeobachtungen zur Nanophysik. Experimente, Wissenschaftler, Motivation und Instrumente physikalischer Forschung und Lehre aus vier Jahrhunderten an der Universität Graz* (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 40), Graz 2003, S. 52.
39. *Kurze Darstellung einer Mineralogie in der Steiermark*, Graz 1809 und 1810.
40. *Art und Weise, wie man beiläufig zu Werke gehen kann, um ein gefundenes unbekanntes Fossil zu bestimmen*, Graz 1808.
41. Alois Kernbauer, *Das Russlandbild Benedict Franz Johann Hermanns (1755-1815)*, in: Ingrid Kästner u. Regine Pfrepper (Hgg.), *Deutsche im Zarenreich und Russen in Deutschland: Naturforscher, Gelehrte, Ärzte und Wissenschaftler im 18. und 19. Jahrhundert. Vorträge des Symposiums vom 26. und 27. August 2004 am Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Medizinische Fakultät der Universität Leipzig* (= *Deutsch-russische Beziehungen in Medizin und Naturwissenschaften*, hg. v. Dietrich von Engelhardt und Ingrid Kästner 12), Aachen 2005, S. 75-94.
42. Ernst Bernleithner, *Die Entwicklung der österreichischen Länderkunde an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts* (Phil. Diss.), Wien 1949, S. 108.
43. Joseph Karl Kindermann, *Vorschlag zur Veranstaltung einer vaterländischen Entdeckungsreise*, in: *Vaterländischer Kalender für die Steyermärker*, 1800, S. 79-88.
44. *Soll man in Steiermark auf die Schafzucht ernstlicher, als dermalen geschieht, legen? welche Gegenden des Landes sind hierzu die bequemsten?* Wien 1770.

Abstract

Styria: Education and Science in the 18th Century

At the onset of the 18th century scholarship, science and higher education were dominated by the Order of the Jesuits. According to their principles, the Jesuits offered higher education without tuition thus drawing about half of their students from the lowest social classes. Around 1700 there was increasing demand for the education of lay people who did not want to become priests or monks but needed a higher education for their occupations in several fields of the society, like constructing and architecture, mining, the military and the newly established plants to name just a few. These young people needed knowledge which was not provided by the high schools and universities run by the Jesuits. From the middle of the 18th century onwards the state took over the schools from the orders, the parishes and communities and enacted new curricula according to the principles of enlightened absolutism and the needs of the population. In the course of the 18th century the educational system of Styria became increasingly similar to those of other hereditary lands because of the policy of the government in Vienna aiming at establishing a unique organization in the whole monarchy. Nevertheless some differences of minor importance remained until the 19th century.

Keywords

Styria, 18th century, Order of the Jesuits, state, education, science